

Universitätsbibliothek Wuppertal

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

eine Freundschaft ; nach ungedruckten Dokumenten und im
Zusammenhang mit der bisherigen Forschung

Bernoulli, Carl Albrecht

Jena, 1908

III. Antisemitismus und Obskurantismus

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechteinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechteinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2108](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2108)

Begehren. Er begehrte Lou — heiß, aber freilich nicht sinnlich; vielleicht war das sein eigentlicher Rechenfehler, daß er des ehrlichen Glaubens war, die verfeinerte, nur auf geistigen Besitz gerichtete Begierde sei mit einem solchen Dispens auf Ausschaltung der elementaren Triebe als Begierde überhaupt noch möglich. Der Preis, den er für diesen Irrtum zahlte, war eben der Einsturz seiner goldensten Illusion. Das unwillkürliche Lächeln, das uns bei der Wahrnehmung einer derartigen Achtzehnjährigen-Unerfahrenheit an einem Achtunddreißiger überkommen mag, verschwindet aber über der großen Ehrfurcht vor der Keuschheit dieser Virilität. Am Lou-Erlebnis war Nietzsche's androkratisches Selbstbewußtsein zur Fülle gediehen. Er war seiner Männlichkeit bis zu einem solchen Grad von Stolz und Kraft inne geworden, daß er die sonst dumpfen Wonnen physischer Mannbarkeit nun geläutert im Geistigen genoß. Jetzt ging er hin und erzeugte „seinen Sohn Zarathustra“.

III. Antisemitismus und Obskurantismus



icht länger kann nun ein Verhältnis beschwiegen werden, das in den Lebensumständen jedes Schriftstellers seine beträchtliche Rolle zu spielen hat und für Nietzsche, der ja nach seiner Amtsniederlegung nichts anderes als Schriftsteller mehr war, vollends verwirklichte Formen annahm: das Verhältnis zu seinem oder seinen Verlegern. Nietzsche's erster Versuch, unter Dach und Fach zu kommen, richtete sich zu Anfang der siebziger Jahre auf einen jungen, auch eben erst eingewanderten deutschen Buchhändler, der die älteste, in ununterbrochener Tradition von einem der berühmten Humanistendrucke herstammende Basler Verlagshandlung eben käuflich erworben hatte. Dabei ist an dem Grund der Ablehnung von Interesse, daß dem betreffenden Verleger, der selbst Anhänger Wagners war, Nietzsche's Wagner-Begeisterung in der „Geburt der Tragödie“ — um die handelte es sich — denn doch alle Dämme einzureißen schien. Die Herbstferien 1871 verbrachte Nietzsche zum Teil in Leipzig mit Rohde und Gersdorff, und durch deren Vermittlung wurde die geschäftliche Beziehung zu dem Verleger der Schriften Wagners geknüpft, E. W. Fritzsch. Wohl infolge der heftigen Angriffe auf die beiden ersten Bücher, durch die der Verleger wahrscheinlich doch etwas kopfscheu wurde,

Nietzsche's
Verleger
E. W. Fritzsch

wollte beiderseits ein rechtes Vertrauen nicht aufkommen. Im November 1873 besuchte Nietzsche Friedrich noch in Leipzig; schon im Sommer 1874 löste sich das Verhältnis auf gütlichem Wege, indem der Verlag der Unzeitgemäßen Betrachtungen nun an den Buchhändler Ernst Schmeißner in Chemnitz überging. Auch Overbeck machte diese Transaktion getreulich mit; seine „Christlichkeit“ war mit Nietzsches „Strauß“ noch bei Friedrich erschienen: seine künftigen Fachstudien, sofern sie nicht Universitätsprogramme waren oder in Zeitschriften niedergelegt wurden, kamen sämtlich bei Schmeißner heraus. Dieser machte gegen Ende der siebziger Jahre Anstalten, sich in großem Stile zum Weltanschauungsverleger zu entwickeln; er wollte die Quellen zum Buddhismus durch indische Studien fördern, bemühte sich um die Erwerbung der Briefe Cassalles, verschloß sich auch Dührings „Judenfrage“ nicht und brachte Dr. Rees „Ursprung der moralischen Empfindungen“; aber seine größte Hoffnung hatte er wohl auf Nietzsche gesetzt. Die Ostermesse 1879 setzte den ersten Dämpfer auf mit einem Absatz von nur 120 Exemplaren des „Menschlichen, Allzumenschlichen“. Auf Weihnachten 1879 gab Schmeißner einen literarisch gehaltenen Verlagsbericht heraus, den Peter Gast redigierte. Den ersten Ärger bereitete Schmeißner Nietzsche und seinen Freunden durch die in Aussicht genommene Gründung „Antisemitischer Blätter“, nachdem Nietzsche schon 1878 die „Bayreuther Blätter“ als „erbarmungswürdiges Zeug“ bezeichnet hatte (Briefe I, S. 430). Dabei war Schmeißner schon immer hinter Nietzsche her, er solle ein „Jahrbuch der Freunde“ herausgeben; da sich das hinzog, weil Nietzsche nichts überstürzen wollte, setzte Schmeißner ohne Vorwissen der Beteiligten die „Internationalen Monatshefte“ ins Werk und warb Autoren unter der Vorpiegelung, Nietzsche und Overbeck hätten ihre Mitwirkung zugesagt, woraufhin sich z. B. der Hallenser Privatdozent Dr. Heinrich von Stein zur Mitarbeit verpflichtete; Redaktor sollte Gasts Freund, Paul Wiedemann, sein. Den Hauptanlaß zu Klagen gab indessen Schmeißners geschäftliche Nachlässigkeit; den Empfang des Manuskriptes zur „Morgenröte“ ließ er wochenlang unangezeigt; statt sich um die Herausgabe des „Zarathustra“ zu kümmern, verbrachte er seine Zeit mit antisemitischen Agitationsreisen; außerdem schützte die Druckerei Teubner Furcht vor dem Gotteslästerungsparagraphen vor, während in Wahrheit wohl der Druck von einer halben Million Gesangbücher den Grund der Verzögerung bildete. „Das

E. Schmeißner
in Chemnitz

Die antisemitische
Agitation

„Als Antisemit
ein praktischer
Christ“

machen“, schrieb Nietzsche an Gast (Biographie II, S. 431), „die ‚sehr wichtigen Verhandlungen‘ und beständigen Reisen des Chefs der alliance antijuive, des Herrn Schmeitzner: da muß ‚der Verlag einmal etwas warten‘, so schreibt er. Es ist wahrhaftig zum Lachen: zuerst das christliche Hindernis, die 500 000 Gesangbücher, und dann das judenfeindliche Hindernis — das sind ganz ‚Religionsstifterliche Erlebnisse‘.“ Allmählich wurde auch die innere Gleichgültigkeit, wenn nicht Abneigung Schmeitzners gegen Nietzsche als Verlagsartikel ruckbar; man suchte einen Käufer, fand aber keinen wegen Preisüberforderung. Wie oft schon hatte Overbeck Nietzsches Quartalsgehalt an Schmeitzner einzahlen müssen, und doch verweigerte dieser auch nach Jahren jede Gegenabrechnung und die Entrichtung auch nur eines Pfennigs Honorar von den Einnahmen der verkauften Bücher. Die Spannung übertrug sich unvermeidlich auf den persönlichen Austausch; so nannte sich Schmeitzner als Antisemit einen „praktischen Christen“ und bekam dafür von Nietzsche die Antwort einzustecken, er sei ein Praktikus, aber kein praktischer Christ (Biographie II, S. 485). Alle diese Vorfälle faßt Frau Förster in den Satz zusammen, Schmeitzner habe ihrem Bruder „verschiedene Unannehmlichkeiten“ bereitet und außerdem nicht aufgehört ihm mitzuteilen, daß das Publikum seine Aphorismen nicht lesen wolle. Eine derartig zarte Beurteilung der Situation gibt aber keine richtige Vorstellung von den schweren Hemmnissen und Bedrückungen, die Nietzsche in einer an sich schon unerträglichen Zeitspanne das Leben sauer gemacht haben. Um seiner Geldforderung Nachdruck zu verleihen und Zarathustra einem so ungeeigneten Verweser zu entziehen, mußte Nietzsche die Angelegenheit dem Anwalt übergeben und ein volles Jahr in Prozessorgen schweben, ehe der Verleger endlich (im November 1885) seinen Verpflichtungen nachkam. Wohl war das ein Aufatmen, aber nicht von der Verlegermisère an sich, sondern nur von deren grotesken Auswüchsen. Zu dem vielfachen Pech, das Nietzsche in seinem Leben gehabt hat, gehört es wahrhaftig, daß er einem derartigen Spezialisten von Verleger in die Hände fiel, durch den Nietzsches Schriften bis und mit Zarathustra überhaupt nur in Antisemitenkreisen geschäftsmäßig vertrieben wurden. Die früheste Besprechung des ersten Zarathustra war von einem Christen und Antisemiten verfaßt und sonderbarerweise im Gefängnis entstanden; Nietzsche wußte auch darin noch das Gute herauszufinden, „insofern, da sofort die populäre Position, die

einzig an mir begriffen werden kann, eben meine Stellung zum
 Christentum, gut und scharf begriffen ist. „Aut Christus, aut Za-
 rathustra?“ Oder auf deutsch: es handelt sich um den längst ver-
 heißenen Antichrist — so empfinden es die Leser.“ (Biographie II,
 S. 436.) Für die Übernahme der Schmeißnerschen Masse hoffte
 Nietzsche ein angesehenes Leipziger Verlagshaus zu gewinnen, das
 erst wollte und dann wieder nicht wollte. Vollends die Hoffnung,
 für seine neuen Sachen einen Verleger zu finden, hat er tapferen
 Mutes aufgegeben; er war nun so weit, Druckfertiges einfach in
 ein Päckchen zusammen zu binden und kaltblütig in die Schieblade
 zu legen. Im Sommer 1886 vereinigte er diese prekären Zustände
 zu dem einigermaßen annehmbaren Provisorium, daß alles bis-
 her Gedruckte von dem alten Verleger E. W. Fritsch aufgekauft
 wurde und das Wichtigste darunter mit beigelegten Vorreden eine
 Titelausgabe erfuhr; für seine gesamte zukünftige Produktion
 indessen mußte er sich zur eigenen Regie entschließen; es war nur
 eine Formsache, daß die Druckerei C. G. Naumann ihren Namen
 dazu hergab und mit Nietzsches neuen Büchern selber unter die
 Verleger ging, aber ohne jede kontraktliche Abmachung.

Rückkehr zu
 Fritsch
 Kommission
 bei
 C. G. Naumann

Die Verquickung seines Schaffens mit den ihm von Grund aus
 unsympathischen alldeutschen, judenfeindlichen und verchristlichen-
 den Tendenzen erstreckte sich aber nicht nur auf den geschäftlichen
 Teil. Antisemitismus und Obskurantismus rückten ihm auch
 im eigenen Hause auf den Leib. Weitere Aufklärungen
 über Nietzsches Beziehungen zu seiner Familie schießt es
 sich möglichst in Form eines Kommentars zu den be-
 treffenden Partien der Biographie zu geben. Die Verfasserin
 stellt das biographische Problem, wen eigentlich Nietzsche zu seinem
 Vertrauten gemacht habe, als Rivalität zwischen seinen männlichen
 Freunden und ihr selbst dar, wonach lange Zeit „die Freunde“
 den Vortritt gehabt hätten, bis schließlich die Schwester in ihre
 lang verkannten Rechte eingerückt sei. (Vgl. besonders S. 834 f.)
 Dies kann aber nur prinzipiell, nicht chronologisch gemeint sein;
 denn bereits im Herbst 1885 erfolgte der Abschied zwischen den
 Geschwistern, und vor dem Ausbruch des Wahnsinns haben sie
 sich nicht wieder gesehen. Das persönliche Einverständnis zwischen
 ihnen, sofern es sich um ein solches handelt, wäre also in den ersten
 achtziger Jahren zu suchen. Was ist hierüber aus der Biographie
 zu erfahren? Als Vertraute erscheint die Schwester wirklich neben
 Peter Gast im Verzeckungssommer 1881 in Sils-Maria (S. 374, 378,

Die Schwester als
„Vertraute“

Unmöglichkeit
einer
Verständigung

381 f.). Dann wiederholt sich die Intimität beim Aufenthalt in Rom im Frühsommer 1883 nach dem Rapallo-Winter — in der Entstehungszeit des zweiten Zarathustra, wo die Schwester nicht nur die schwierigen Verhandlungen mit Schmeitzner zu führen hat und selbst „Korrekturbogen lesen darf“, sondern auch — „ich als einziger Jünger!“ — Zeuge seiner dichterischen Konzeptionen war. (S. 453, 457, 458.) Es ist also durchaus nicht in Abrede zu stellen, daß sich die Schwester in der Entstehungszeit des Zarathustra I—II der Einweihung in die Gedankenwelt ihres Bruders durch diesen selbst zu erfreuen gehabt hat. Doch beweist das nichts mehr als einen Versuch Nietzsches, seine Schwester daraufhin zu prüfen, ob sie des Verständnisses für sein Werk fähig sei. Anderes wiederum deutet darauf hin, daß die beiden damals durch ihren gegenseitigen guten Willen angetrieben, doch nur einen Zustand völliger Ratlosigkeit durchzumachen gehabt haben. Die Schwester hat dem Bruder nicht helfen können und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihm überhaupt nicht zu helfen war, am wenigsten mit den naiven, aus einer tief inferioren Welt geschöpften schwesterlichen Experimenten. Wollte Nietzsche ein berühmter Lehrer sein — Mitglied einer Erziehungsgemeinschaft — oder ein einsiedlerisch schaffender Schriftsteller, er wußte es selbst nicht und fluchte zeit- und abwechselungsweise beiden Zuständen und Berufen (vgl. S. 465 f.). Mochte ihm daher die Schwester in einen oder andern Sinne raten — was sie dabei zu holen hatte, war in beiden Fällen eine mehr oder weniger schroffe Zurückweisung oder ernste Strafpredigt (besonders S. 464 ff.). Bald griff sie in der Zuversicht des Bewußtseins, „vielleicht besser als der Bruder zu sehen“, zur Ausflucht ihrer bürgerlichen Instinkte und sah in einem guten akademischen Amt und einem damit verbundenen „schützenden Geheimrattitel“ den wünschenswertesten Hafen für das Lebensglück ihres Bruders, ohne doch im Handumdrehen (zwei Seiten später, S. 467) etwas dagegen zu haben, daß ihm, „sobald er ins Arbeiten und Schaffen kam, die Einsamkeit unumgänglich notwendig war“. Nun legt aber Frau Förster selber uns Zweifel darüber nahe, ob damals wirklich sie so ganz in den Bemühungen ihres Bruders aufgegangen sei; denn wie sie bemerkt, selbst bemerkt (S. 469), hat sie um dieselbe Zeit, da sie mit ihrem Bruder so schlecht vorwärts kam, ihren „Briefwechsel mit Förster“ immer lebhafter werden lassen, um sich zu einer immer wärmeren Fürsprecherin der kolonialen und sogar der antisemitischen Pläne

zu entwickeln, wobei sie, gegen Mutter und Bruder „natürlich den abwesenden Freund und heimlich Geliebten nicht unverteidigt lassen konnte“. Sie hat also, solange der Bruder noch am Leben und mitten im lebendigen Wirken war, es für die fruchtbarere Aufgebe erachtet, sich den „Försterschen Ideen“⁴⁵: „Antisemitismus und Kolonisationsbestrebungen“ zu widmen, also den Bruder insofern doch sich selbst zu überlassen, indem sie, von ihm liebevoll mit seinen Intentionen vertraut gemacht, sich in den Dienst von „abenteuervollen Gedanken“ stellte, wohlverstanden von solchen, die der Bruder nach ihrem eigenen Geständnis „schrecklich fand“.

Die „Försterschen Ideen“

Es geht also schon aus der Biographie ziemlich zwingend hervor, daß Frau Förster kaum in der Lage ist, eine einwandfreie und abschließende Darstellung einer Episode zu geben, die sie zwar miterlebt, aber nicht als enthusiastische Parteigängerin ihres Bruders, so daß dann ihr Zeugnis bei aller Befangenheit wenigstens den Vorzug des intensiven Erlebnisses aufzuweisen hätte; da sich ihre Gedanken und ihr Herz, auf die Lebensanschauung hin gewertet, damals geradezu im gegnerischen Lager befanden, kann sie sich nicht anders als mit oberflächlicher Zerstreuung für die Arbeiten und Pläne ihres Bruders interessiert haben, und zwar schließt diese günstigste Annahme die andere nicht aus, die Empfindungsunterschiede zwischen den Geschwistern seien bei der sehr energischen und zur Initiative drängenden Veranlagung der Schwester dazu angetan gewesen, das sowieso schon verwickelte Innenleben des Bruders durch sehr fühlbare Widerstände und Hemmungen zu komplizieren. In der Tat verschweigt denn auch die Biographie die Zerwürfnisse mit dem Bruder keineswegs. Über die Entzweiung aus Anlaß von Fräulein Salomé wird zwar (S. 407) rasch hinweggeeilt; die Wiederversöhnung findet im Mai 1883 in Rom statt und, nachdem man sich wieder getrennt, spricht Nietzsche sogar davon, in Sils-Maria seine Aufgabe wieder in die Hand zu nehmen, seine spätere Zukunft aber der Schwester und den Göttern zu überlassen“ (S. 432, 453). Dabei wird die Schwester als Vermittlerin zwischen Nietzsche und seinem Verleger Schmeizner in Anspruch genommen. Da bricht aber schon im darauffolgenden Winter das neue Zerwürfnis um die Verlobung mit Dr. Förster aus, „ohne Ahnung ihrerseits“, wie die Schwester behauptet, freilich mit dem Geständnis, daß darüber im Herbst 1883 der Verkehr mit dem Bruder „nicht angenehm“ geworden sei, doch habe dieser die Meinungsverschiedenheiten „viel schwerer genom-

men als es nötig war". (S. 469.) Das Zerwürfnis war jedoch nicht etwa vorübergehend, sondern spitzte sich immer mehr zu; eine „intrigante junge Dame ist im Spiel" (S. 411, 469, 478). Der Bräutigam wird „allmählich gereizt", „erbittert über den seiner Verlobung von den Angehörigen der Braut entgegengesetzten leidenschaftlichen Widerstand" (S. 479); die Schwester selbst „wurde ganz wild, so daß mein Bruder und ich für eine Zeit unsern Briefwechsel ganz abbrachen". In diesem kritischen Augenblick, wo niemand weiß, wer Koch und wer Kellner ist, rettet sich die Darstellung auf neutrales Gebiet, indem sie seitenlange Auszüge aus den Briefen des „leider zu früh verstorbenen Gelehrten" Dr. Paneth aus Wien an seine Gattin in sich aufnimmt. Damit wird aber — für die Zwecke der Verfasserin gewiß sehr glücklich, aber desto bedauerlicher für die billigen Ansprüche jedes Unbeteiligten — einfach ausgebogen! Denn hier sind Gesichtspunkte von grundsätzlicher Wichtigkeit im Spiel, vor allem das Rassenproblem.

Überbeck über Nießsches Rassengefühl

Die „polnischen
Ähnen"



ie es mit Nießsches, von ihm schließlich so phantastisch und exzessiv geschätzter polnischer Herkunft wirklich steht, wird wenig exakt festgestellt, wenn offenbar nach den „familiendokumenten" wenigstens als Tatsache angesehen wird, daß Nießsches Urgroßvater Gotth. Engelb. Nießsche, „Sohn eines polnischen Schlachziz Nießki (Niecki)" gewesen, „der als Teilnehmer an einer polnischen Verschwörung um 1715 nach Deutschland flüchtete". Solange der Tatbestand in dieser Sache nicht sicherer gestellt ist, ist Nießsche in unserem nationalistisch besessenen Zeitalter giftigen Angriffen allzusehr ausgesetzt⁴⁶. Geistreich stellt übrigens ein Gegner Nießsches die Bedeutung des polnischen Ähnen in Nießsches Phantasie in Gegensatz zu der des Oheims Simon van Geldern in der Heines, nur daß die Sache lediglich antisemitisch und antipolonistisch mißbraucht wird. Weder die jüdische noch die polnische Rasse sind aber der Art, daß sie den Gedanken an einen aus einem jüdischen und polnischen Bestandteil im Stammbaum zu ziehenden Vorteil ausschließen. Warum soll nicht auch Nießsche ein polnischer Ähne im Stammbaum zugute gekommen sein? Welchen Anteil Phantasie oder Physiologie an der Destillierung oder Herstellung dieses Vorteils gehabt, vor allem handelt es sich darum,

die Dinge ohne alle Tendenz aufzufassen. — Ich selbst habe Niezsches wiederholte Reden über seine polnischen Ahnen, deren Gepräge er übrigens in dem breiten Bau seiner Physiognomie wirklich trug, oft genug mit sehr skeptischem Ohre angehört. Sind sie ernst zu nehmen gewesen, so habe ich jedenfalls nicht mehr dagegen, als ich es schon bei meinem Zweifel hatte. Es handelt sich auf jeden Fall um nichts anderes als um eine überaus interessante Tatsache, die nur zu konstatieren oder dahingestellt zu lassen ist. Dagegen zweifle ich an Niezsches Deutschtum nicht im mindesten, und meine das unter anderem auch damit zu beweisen, daß ich nichts weiter als sein aufrichtiger und schlichter Freund bin. Niezsche war in Wirklichkeit nichts anderes als ein Deutscher, ein Slave nur in seiner Phantasie. Niezsches Interesse für das Slaventum war eitel Sport und Spielerei.

Während eines seiner in Nizza verbrachten Winter, in den Tagen vom 26. Dezember 1883 bis zum 26. März 1884 hat Niezsche mit einem modernen Juden aus Wien, namens Dr. Paneth verkehrt. Es ist wahr, diese Begegnung ist eine der folgeloösesten derart, von der in seinem Leben zu erzählen ist. Drei Monate haben beide miteinander zu tun gehabt, dann sind sie „endlich geschieden“, um nie mehr miteinander in Berührung zu kommen. Über diesen Verkehr hat Paneth selbst gleichzeitig in Briefen an seine in Wien lebende Braut berichtet. Das Jahr 1884 war gerade diejenige Zeit, in welcher Niezsche mitten in seinen persönlichen Konflikten mit dem Antisemitismus steckte. Diese ihm an sich recht fernliegende, um nicht zu sagen widerwärtige Zeitbewegung war ihm gerade von zwei Seiten ganz besonders zudringlich und unbehaglich, sozusagen persönlich auf den Leib gerückt. Sein eigener Verleger hatte sich zum Antisemitismus bekehrt, und seine eigene, mit seinem Denken so sonderbar verwachsene Schwester war im Begriff, ein Haupt des in der Hauptstadt des Deutschen Reichs aufblühenden Antisemitismus zu seinem Schwager zu machen. Nun verwünscht Niezsche Anfang März 1884 auf einer Postkarte aus Nizza den Schaden, den er schon vom Antisemitismus erlitten hat, zuletzt als Beispiel seinen Verleger Schmeißner erwähnend, worauf es gleich heißt: (— —) Die Quelle dieser Kunde kann wohl niemand anders sein als Paneth. Und wiederum in einem Briefe von Nizza, 7. April 1884, will Niezsche allerhand „sehr Genaues“ über den Dichter Eipiner erfahren haben, von einem Wiener Naturforscher. Auch

Der
Antisemitismus

Dr. Paneth

dieser Naturforscher kann hier nur Paneth sein. Nachträglich finde ich auch noch eine ausdrückliche Nennung im Briefe vom 22. Dezember 1884.

Nach dem, was er selbst über sich zu erkennen gibt, ist Paneth ein sehr merkwürdiger Jude, einer von der Art Spinozas, nämlich diesem Weltweisen verwandt vor allem durch den unter seinen Stammesgenossen ganz seltenen Grad von Emanzipation von aller Tradition seines Stammes, religiöser sowohl wie nationaler. Auch Paneth ist der Synagoge gänzlich entfremdet, aber auch dem Zionismus der Gegenwart, an dem er noch bestimmteren und unmittelbareren Anlaß hat, sich seinem Stamm national ganz entfremdet zu zeigen, als Spinoza. Paneth läßt eine andere „Schule“ an sich in der That nicht wahrnehmen, als die wissenschaftliche, durch die er gegangen, nämlich das physiologische Laboratorium des Prof. Brücke in Wien. Das ist nun aber ein Jude gewesen, an dem Nietzsche gewiß nicht gleichgültig vorübergegangen ist. Auch aus Paneths Briefen ist zu ersehen, wie wenig persönlich desinteressiert von Nietzsches Seite die Konversationen in Nizza mit ihm gewesen sind. Hat dieser sich doch selbst mit Erkundigungen an Paneth gewandt, sofern er ihm als Helfer in seiner Not dienen könne — und zwar nicht nur zu seiner Orientierung über sein persönliches Ansehen im Wiener Judentum, sondern als Naturforscher und Physiolog, aus welchen Disziplinen Nietzsche, gerade auch in den Jahren seiner damaligen Entwicklung zum Zarathustra, seiner Zeitgenossen Rat zu erholen oft gedacht hat.

Das historische
Interesse am
Judentum

Auch rein nur als Historiker hatte Nietzsche Grund, sich einen Juden von Paneths Schlag näher anzusehen. Ohne dem Judentum ein besonders leidenschaftliches und sich vordrängendes Interesse zu widmen, haben wir beiden, Nietzsche und ich, doch eben als Historiker kaum anders gekonnt, als dem absonderlich zähen Verhältnis der Juden zu ihrer Volkstradition besondere Aufmerksamkeit zu widmen und der Merkwürdigkeit dieser Fähigkeit besondere Anerkennung zu zollen. Dieses unseres dem Judentum geltenden Gedankenaustausches insbesondere auch zur Zeit unseres Basler Kontuberniums eingedenk, mache ich keinen Hehl aus meinem Befremden darüber, daß Paneths in meinen Nietzschebriefen so spärlich gedacht ist. Es lag Nietzsche vielmehr nahe, mich mehr von ihm hören zu lassen.

In unserem Denken über den Antisemitismus sind Nietzsche

und ich, glaube ich, besonders enge Gesinnungsverwandte gewesen. Wie Fanatismus jeglicher Art, Nationalhaß so gut wie Religionshaß, uns besonders und gleich fern lag, wenn auch vielleicht aus sehr verschiedenen, in unserer eigenen Herkunft wurzelnden Gründen, so haben wir auch im Grunde für Antisemitismus kaum Verstandnis gehabt. Nicht daß wir mit dieser Verschlossenheit uns unter Europäern so absonderlich ausgezeichnet hätten. Denn es wird mit dem Radikalismus dieser Verschlossenheit bei uns kaum anders gestanden haben als bei den Zeitgenossen unserer Zone überhaupt. In dieser ist wohl jedermann, jeder Gebildete mindestens, in gewissem Maße den Juden abgeneigt, so sehr, daß es unter uns die Juden selbst sind. Das ist in unserer „Gesellschaft“ ungefähr allen angeboren, nur daß fast alle sich darin gefallen, mit dieser Abneigung in einer großen Mannigfaltigkeit von Nuancen hervorzutreten, nur wenige darin, sich damit zu verbergen, und nicht gar zu viele darin, die Abneigung laut zu predigen. Am deutlichsten mag sich denn auch Nietzsche und mein Mißfallen am Antisemitismus noch darin ausgedrückt haben, daß wir, ihm halb zum Troß, uns zwar gar manchmal darüber unterhalten haben, aber keineswegs mit Passion und ihn vielmehr im Grunde nie „wichtig genommen“ und für eine kaum sehr überlegenswerte Zeitmode angesehen haben. Womit denn auch zusammenhängen mochte, daß über Antisemitismus zwischen uns meist stillschweigendes Einverständnis herrschte. Daß sich damit noch immer eine ziemliche Dosis „Antisemitismus“, jedenfalls eine geringe Semitenliebe verträgt, zeigen Nietzsches Schriften noch immer auffallend deutlich, wenn man den Haufen von persönlichem Verdruß bedenkt, den Nietzsche namentlich vom Antisemitismus her hat über sich stürzen lassen müssen. Von wenigen Dingen hätte ich als Freund Nietzsches ihm gewünscht, daß er mit ihnen nie etwas zu tun bekäme, wie vom Antisemitismus; denn besseres habe ich mir dabei selbst nie gewünscht und bin auch damit verschont geblieben, selbst als in meinen alten Tagen ein Jude mir eine wenn auch nicht von mir idealisierte, so doch schlicht und aufrichtig geliebte Nichte zu sich nahm. Dem armen Nietzsche sollte das Geschick auch in diesem Stück schwer zusetzen. Auch die Zettelchen, die Nietzsche im Moment des Wahnsinnsausbruchs in die Welt zerstreut hat, sind durch ihren Inhalt mehrfach ein Anzeichen, wie sehr der Antisemitismus seine Gedanken mehr beschäftigt hat, als es den Anschein hatte. So unter anderem auch

Die gesellschaftliche Praxis

der entsprechende Zettel, der aus jenen Tagen mir und meiner Frau zugekommen ist. Wie sinnreich war er für uns, konnte auch von Verständnis dabei keine Rede sein. — Nietzsche ist ein herzlicher Gegner des Antisemitismus, wie er ihn erlebt hat, gewesen; sah er doch „Verleumdungs- und Vernichtungswut“ für eine der „unehrlichsten Formen des Hasses“ an. (Wille zur Macht, S. 125.) Das hindert nicht, daß, wo er ehrlich spricht, seine Urteile über die Juden allen Antisemitismus an Schärfe weit hinter sich lassen. Sein Anti-Christentum ist vornehmlich antisemitisch begründet.



ür Nietzsches Ohnmacht, gefestigte Grundsätze von persönlichen Empfindungen nicht in Mitleidenschaft ziehen zu lassen, ist seine abermalige Versöhnung mit der Schwester, nachdem diese also das Haupt einer von ihm geradezu verabscheuten Kulturbewegung zum Lebensgefährten erwählt hatte, charakteristisch. Hätte er wirkliche Überlegenheit besessen, er wäre um denjenigen Ton nicht verlegen gewesen, dessen es bedurft hätte, um sich auf konziliante Weise in das Unvermeidliche zu schicken und doch seiner Überzeugung nichts zu vergeben; statt dessen entfaltet er eine pathetische Feierlichkeit, um sich aus der Sache zu ziehen, wie besonders aus seinen Briefen an Schwager, Mutter und Schwester hervorgeht. (S. 501—509.) Entweder war ihm wirklich „das Ganze so zuwider“, wie die Schwester wörtlich gesteht — dann ist es schwer begreiflich, wie es von der Zusammenkunft in Zürich, die Anfang September 1884 zwischen Bruder und Schwester anberaumt wurde, heißen darf: „Wir fühlten jedes Mißverständnis schwinden, sahen uns vom ersten Augenblick voller Fröhlichkeit und Vertrauen in die Augen und wunderten uns, daß wir uns gegenseitig so erzürnt hatten.“ (S. 500.) Oder — und so wird es wohl sein — Nietzsche war nicht in dem Grade ein Mann von Überzeugung, wie es ein wirklich Starker zu sein hat; die Macht, die ihn wirklich beherrschte, war die Stimmung; sie riß, sobald sie wirklich stark über ihn hereinflutete, den Damm des Charakters ein und wischte den grundsätzlichen Standpunkt einfach weg. Das mußte seine Freunde, die in ihm einst den Führer zur Männlichkeit zu verehren bereit gewesen waren, hart auf die Probe stellen. Overbeck hat denn auch aus seinem Befremden keinen Hehl gemacht: „Das hat Nietzsche selbst bei allem eminenten Verstand, den

er zur Kritik des abenteuerlichen Kolonisationsunternehmens des Ehepaars Förster aufgeboten, sich wohl nicht träumen lassen, daß in diesem Falle gerade auch seine Familienträumereien am Willen seiner Schwester scheitern würden. Ihr hat er vorgehalten, daß sie, ihn und Europa für Paraguay verlassend, vom gemeinschaftlichen Nietzschechen „familiärentyp“ abfalle, „der seine Kunst im Versöhnen zwischen Kontrasten hat“. (S. 505.) Das half indessen hier gerade so wenig, wie es nur sonstwo geholfen hätte. Nicht einmal die Ironie des „Tropischen“ konnte helfen. Frau Förster wollte nun einmal lieber försterisch und tropisch sein, als Nietzscheisch und mitteleuropäisch. Auf beides hat sie sich, und nun freilich wiederum mit tropischer Glut, bei Abfassung ihrer Biographie besonnen. Wobei denn wiederum der Bruder geopfert wurde. Die Schwester läßt sich über die Frage aus, wie es zu erklären sei, daß es vor ihrer und ihres Gatten Abreise nie zu einem zärtlichen Abschied zwischen ihnen und ihrem Bruder gekommen ist, obwohl sich beide Geschwister in Getue und Redensarten darüber überbieten, wie sehr ihnen daran liege, sich gerade in diesem Augenblick zu sehen. (S. 593 f.) Nicht anders als sich solcher Konflikt gerade in vorzüglich kleinbürgerlicher Familie abspielt! Was sich Nietzsche Lebenskonflikt nennen läßt, überhaupt; aber auch einzelne seiner Momente, wie z. B. im Jahre 1885, in welchem Nietzsche seinerseits mit seiner eigenen Orientierung über seine Philosophie zum Abschluß gekommen, aber auch das große Ereignis in seiner Familie neben ihm, die Übersiedelung seiner Schwester als Gattin eines Antisemiten in die neue Welt, ebenso weit war. Sollte Nietzsche in diesem Moment für sich selbst oder seine Familie entscheiden? In welcher seltsam kleinlicher Form hat sich für ihn dieser Zweifel zur Entscheidung dargeboten, ob er in Sils-Maria bei seinem Philosophieren beharren sollte, oder nach Deutschland (Naumburg) eilen, um von Schwester und Schwager vor ihrer Abreise „Abschied zu nehmen“? Dieser Konflikt, von welchem sich fragen läßt, ob er für einen wirklich großen Menschen sich nur überhaupt hätte ernstlich erheben können, hat, wenigstens nach der Darstellung seiner Schwester, für Nietzsche geradezu in philiströsen Formen bestanden und scheint, wenigstens immer nach dieser Darstellung, von ihm auch in diesen Formen empfunden worden zu sein. Daß Krankheit und eine weltferne Reise schwer in die Geschicke einer Familie eingreifen, davon ist heutzutage doch nicht nur in einer

Der Abschied vom
Ehepaar Förster

Atriden- oder Heroenfamilie Erfahrung zu machen, das kommt ungefähr allenthalben, auch in den Kreisen der Allzuvielen nicht eben selten vor, und hier selbst in viel härteren Formen als sie bei Niehsche in Betracht kamen, dem Schwester und gar Schwager im Ernste recht gleichgültig, wo nicht antipathisch waren. Dem es gewiß nicht „so durch und durch gegangen ist“, Sommer 1885 nicht sofort von seinen Arbeiten in Sils-Maria zu seinem „Lama“ nach Naumburg eilen zu können und etwa einmal „acht Tage“ warten zu müssen, bis er sich von der Stelle bewegte. (S. 594, 595.)“ Alles in allem bleibt es bei der Feststellung, daß für Niehsches seelische Hygiene, deren seine zwiespältige Natur dringend bedurft hätte, die Vorfälle innerhalb seiner Familie nichts weniger als zuträglich waren. „Die Natur Deines Gatten, welche ganz und gar nicht die meine ist,“ schreibt er der Schwester (S. 596, vgl. 606) — dies gleichsam als Quittung für seine frühere Zuversicht, sie werde „nie einen Mann heiraten, der ihm nicht vollständig angenehm wäre“. (S. 40.) Jedenfalls besteht für uns die Pflicht zu Recht, durch die zwar sehr breite, aber deswegen nicht etwa gründliche, sondern nur desto zerflossener Darstellung der Biographie uns nicht zu einer Unterschätzung des Familienkonfliktes verleiten zu lassen. Vielmehr liegen hier Erfahrungen vor, die Niehsche, so befremdlich dies klingen mag, wahrscheinlich doch beinahe umgeworfen haben. Statt uns aber noch weiter damit zu beschäftigen, schreiten wir lieber zu weiteren Dokumenten vor, die geeignet sind, jene Zeit zu erhellen.

Überbeck gegen
Treitschkes Anti-
semitismus

Vor allem darf in diesem Zusammenhange der Brief nicht vor-
enthalten bleiben, mit dem Überbeck gegen seinen alten Freund
Heinrich von Treitschke die Zusendung von dessen Traktat „Ein
Wort über unser Judentum“ quittiert hatte. Seine Worte rücken
die Aktualität jener Bewegung hell ins Licht, an deren Spitze
also Niehsches Schwager Dr. Bernhard Förster sich gestellt hatte.

Basel, 19. Dezember 1880

Mein lieber Treitschke!

Zwar kann ich mir nicht denken, daß Du mein Schweigen auf
Dein „Wort über unser Judentum“ als Zeichen des Einver-
ständnisses aufgefaßt hast. Es war mir, als ich es gelesen hatte,
ein schmerzlicher Beweis dafür, wie vollständig wir uns im Laufe
der Jahre auseinandergedacht haben. Wenn ich nichts darauf
schrieb, so geschah es, weil ich besorgte, was ich sagte, würde Dich

entweder kränken oder gleichgültig lassen. Beides hätte außerhalb meiner Absicht gelegen. Doch behielt ich von meinem Schweigen ein Gefühl der Unfreundlichkeit, und dieses würde mir vollends drückend, wenn ich auch nach Deiner zweiten Sendung stumm bliebe. So spreche ich denn als Freund ein herzliches „dissentio“ aus. Nicht um mit Dir über die Judenfrage zu disputieren — könnte ich doch nicht mit gutem Gewissen bestreiten, daß es unter den Juden ruppige Gesellen gibt und ist mir Dein eigentlicher Standpunkt in der Sache gar nicht recht klar, da Du weder „Antisemit“ noch ihr Gegner bist. Zwar könnten wir uns am Ende gerade in diesem Zwischenreiche begegnen, wenn Du nämlich mit mir bedauertest, daß bei uns in Deutschland die ganze Frage auf dem Tapet ist und der Ansicht wärest, nur sie fehlte noch, um die innere Verworrenheit der Gedanken und der Stimmungen im gegenwärtigen Deutschland und das Unbehagen seiner Ideenarmut zu verraten, daher sich ein frei und menschlich denkender Mann am liebsten öffentlich aus dem ganzen Streit draußen hielte. Allein Du bist der Verfasser des „Worts über das Judentum“. Von diesem scheinst Du zwar sagen zu wollen, daß es bestimmt gewesen sei, beruhigendes Öl auf die Wogen eines häßlichen Streits zu gießen. Allein hier muß ich denn gestehen, daß ich gar nicht verstehe, wie Du mit solchem Worte solchen Zweck erreichen zu können meinst. Öl ist es freilich gewesen, nur fiel es nicht auf Wasser, sondern ins Feuer, und alle Raffinierung hatte ihm seine Brennbarkeit nicht genommen. Es tut mir daher für Dich sehr leid, daß Dich dieses Wort in allerhand Fatalitäten verwickelt, wie z. B. in diese Studentengeschichte, aber wundern tut es mich nicht. Wobei ich übrigens auch die von Dir erwähnten Freunde nicht begreife, welche Dich abgehalten haben eine Erklärung abzugeben gegen einen öffentlichen Mißbrauch Deines Namens, der auf einer höchst eigentümlichen und im eigentlichen Sinne intra parietes eingetretenen Verwicklung beruhend sich doch gewiß nicht als bloße „Zeitungsrederei“ betrachten ließ. Doch, wie ich es schon andeutete, bei dieser ganzen Judenfrage bin ich persönlich zu wenig beteiligt, um nicht in unseren gegenwärtigen deutschen Wirren auch darüber den Dissensus eines Freundes zu vertragen. Peinlicher noch und, um ganz offen zu reden, da ich es einmal tue, abstoßender ist mir ein anderer Ton, der aus Deinen letzten Veröffentlichungen immer unverzagter herausklingt, ich meine den „christlichen“. Hier nun zunächst kein Mißverständnis.

Die „Ideenarmut“ in Deutschland

Ich meine nicht ein persönliches Gefühl, welches ich bei jedem Mann im höchsten Grade achte, der es besitzt, und es mir also bei Dir als meinem Freunde, wenn es Dir gekommen ist, anzutasten nicht in den Sinn kommt. Ich meine den öffentlichen Gebrauch, den Du im politischen Streit von diesem Gefühl machst, und in welchem ich Dir immer mehr die alte, bei Dir mir immer besonders werthe Scheu verloren gehen sehe, Fragen der Religion in den Streit der Politik hereinzuziehen. Nur gegen diesen Verlust drücke ich meinen Widerwillen aus, weil ich allerdings für diesen Respekt nicht habe, und insbesondere auch der Meinung bin, ein Mann mit Deiner Vergangenheit setze sich bei Deiner heutigen Redeweise der Frage aus, welchen Beruf er habe, mit seinem Christentum so herauszutreten. Denn so leicht wird es doch damit immerhin nicht zu nehmen sein, daß man eines Tages so tun dürfte und wäre doch sonst, für das Publikum wenigstens, in allen Stücken der alte Adam, wobei sich das Christentum wie ein politisches Expediens neben anderen ausnimmt. Entschuldige meine Grobheit, es handelt sich hier um einen Punkt, bei welchem ich keinen Spaß verstehe und, wenn Du willst, unverträglich bin. Ich habe in meinem Leben Veranlassung gehabt, mir alle Vermischung radikaler kirchlicher Tendenzen mit politischen vom Leibe zu halten, und habe so getan, ganz gewiß nicht weil ich an konservativer Mengerei derart größeren Gefallen hätte. So empfinde ich, und so lerne ich aus der Geschichte, daß, wenn es einen Punkt gibt, an welchem man inne wird, daß das Christentum etwas in der Menschheit verrenkt hat, dieser in allen Verbindungen zu finden ist, die das Christentum mit der Politik eingegangen ist, wie ich denn auch gar nicht zweifle, daß hier der Punkt ist, an welchem es noch einmal allgemeiner Geringschätzung erliegen wird, wenn mit ihm dieser Bereich nicht noch sauber zu halten ist. Und die Anrufung des Christentums im gegenwärtigen Judenspektakel kann mich doch wohl nicht anders denken lassen, da es mir vollends nur wie eine der Maskeraden erscheint, für welche in modernen Zeiten das Christentum nicht für zu gut gegolten, da mit ihm in einem Streite solcher Natur zu kämpfen nur zu weiterer Verfehrung aller schlichten Geradheit führen kann. — Dixi und — hoffentlich *alvavis amicitiam nostram*. Man kann sich in solcher Sache nicht in einem Briefe deutlich machen, ich hoffe zu Deiner Freundschaft nicht nur, daß Du mir keine persönlichen Absichten unterlegst, wovon in der That nicht die Rede ist, sondern überhaupt

nichts zwischen diesen Zeilen zuviel liesest, was darin nicht steht. Sei gebeten, sie möglichst einfach zu nehmen. Ich könnte sie wohl verlängern, aber so gar viel steckt wirklich nicht dahinter. Da Du Dich aber einmal hast „mis dans cette galère“, so bleibt mir als Freund nur der herzliche Wunsch übrig, Du mögest dabei den inneren Frohsinn, so unbeschädigt es geht, behalten. Je eher Du mir ein Wort darüber schreibst und wie es überhaupt bei Dir geht, um so lieber ist es mir, wie Du Dir wohl denken wirst. Meine eheliche Mithéidin läßt Dich und die Deinen herzlichst grüßen. In allen Fährlichkeiten des Lebens, auch den inneren, in treuer Erinnerung der Deine

Fr. Overbeck.



och kehren wir wieder zu Nießsche zurück. Das Kraftfeld seiner geistigen Betätigung dehnt sich bereits damals über eine ungeheure Spannweite aus. Als Schriftsteller hat er sich die deutsche Sprache zu einem unfehlbar gefügigen und lenksamen Dienstzeug herangezogen, das dem leisesten Druck eines Fingers gehorcht. In der hundertfachen Übung des kurzen Sinnspruchs hatte er es zur äußersten sprachlichen Virtuosität bereits gebracht; jetzt stand ihm als weitere Aufgabe bevor, die Welt des deutschen Wortes mit dem höchsten Musikgehalt zu erfüllen, dessen sie fähig war. Nicht umsonst mußte ihm in Venedig Peter Gast Chopin vorspielen, nichts als Chopin. Gerade diesem Tondichter seinen Stimmungswellenschlag abzulauschen, in dessen Geheimnis er der vertrauteste Meister war, und mit solchem süßesten Schmelz der Klangfärbung fein (trotz aller Verwahrung) geliebtes Deutsch zu instrumentieren: — man sieht, Nießsche ist zielbewußt vorgegangen. Bereits in den siebziger Jahren taucht gelegentlich in ihm der Traum auf, ein Buch im Psalmenton zu schreiben; nun hatte er sich auch hierzu die nötige Fertigkeit angeschafft. Vom Pfeilspitz geschliffenen Epigramm bis zur pastosen, breit aufgetragenen Periode meisterte er nun alle Stile des schriftstellerischen Ausdrucks. Freilich nicht auf dem Gebiete der Verskunst, auf dem er nur ausnahmsweise Vollkommenes bot. Aber in der Handhabung der Prosa ist er eben um der Vielseitigkeit seiner Herrschaft über die Sprache willen doch nur mit Goethe — er selbst meinte mit Heine — zu vergleichen. In der Biegsamkeit und unerschöpflichen Vielgriffigkeit

Nießsche als
Klassiker deutscher
Prosa

Nietzsche als
Gesamtfeind des
Obskurantismus

seines Vortrags übertrifft er stellenweise selbst Goethe. Er ist für alle Zeit ein Klassiker der deutschen Prosa.

Dennoch hat er schwerlich nur deshalb gelebt, um einmal mit einigen Kabinettsstücken künftige Anthologien zu zieren. Weit mehr als die darstellerische Könnerschaft lag ihm sein philosophischer Stoff am Herzen. Der Umfang dieses Stoffes wird am erkennbarsten abgesteckt durch Verbindung aller polemischen Punkte bei Nietzsche. Er will der Philosoph sein, der, wenn selbst sogar mit mystischen Mitteln, doch unter allen Umständen den Obskurantismus bekämpft. Dessen ist er sich schon in Basel bewußt geworden, als er nicht davor zurückschreckte, sogar Führer der Aufklärung unter die Obskuranten zu rechnen (Vermischte Meinungen und Sprüche, Aph. 27): „Das Wesentliche an der schwarzen Kunst des Obskurantismus ist nicht, daß er die Köpfe verdunkeln will, sondern daß er das Bild der Welt anschwärzen, unsere Vorstellung vom Dasein verdunkeln will. Dazu dient ihm zwar häufig jenes Mittel, die Aufhellung der Geister zu hintertreiben: mitunter aber gebraucht er gerade das entgegengesetzte Mittel und sucht durch die höchste Verfeinerung des Intellekts einen Überdruß an dessen Früchten zu erzeugen. Spitzfindige Metaphysiker, welche die Skepsis vorbereiten und durch ihren übermäßigen Scharfsinn zum Mißtrauen gegen den Scharfsinn auffordern, sind gute Werkzeuge eines feineren Obskurantismus. — Ist es möglich, daß selbst Kant in dieser Absicht verwendet werden kann? ja daß er, nach seiner eigenen berühmten Erklärung, etwas derartiges, wenigstens zeitweilig, gewollt hat: dem Glauben Bahn machen, dadurch, daß er dem Wissen seine Schranken wies? — was ihm nun freilich nicht gelungen ist, ihm so wenig wie seinen Nachfolgern auf den Wolfs- und Fuchsgängen dieses höchst verfeinerten und gefährlichen Obskurantismus, ja des gefährlichsten: denn die schwarze Kunst erscheint hier in einer Lichthülle.“

Die geplante
Wiederaufnahme
des Dozenten-
berufs

Die unerbittliche Aufklärungstendenz, die ihn als sein Grundtrieb beseelte, ließ auch in der Zarathustrazeit Anwandlungen, sich pädagogisch zu betätigen, in ihm rege werden. Der Tautenburger Sommer hatte ihn die Wonne erzieherischer Betätigung frisch empfinden lassen. Im September darauf dann gänzlich unerbeten in einem Briefe Jakob Burckhardts der Satz: „Was mir aber immer von neuem zu schaffen gibt, ist die Frage: was es wohl absetzen würde, wenn Sie Geschichte dozierten?“

Dieses Zutrauen von seiten des unerreichten Meisters akademischer Lehrkunst ließ Niehsche keine Ruhe; in den häufigen Zeiten des Mißbehagens und völliger Ratlosigkeit erinnerte er sich seiner wie eines rettenden Fingerzeiges. Sollte er wirklich wieder Professor werden. Dazu gesellte sich dann die bürgerliche Auffassung seiner Umgebung, wonach dem geborenen Genie der Schutz amtlicher Würden und gesellschaftlicher Titel nur zuträglich sein kann. Auf die energische Zuredde seiner Schwester, von der er sich während des römischen Aufenthaltes im Frühsommer 1883 überhaupt zu weitgehenden Entschlüssen treiben ließ, machte er auch Ernst mit seiner Absicht, wieder Vorlesungen vor Studenten zu halten. Er wandte sich an einen ihm befreundeten deutschen Philosophieprofessor mit der Bitte um Rat, ob für ihn an eine Nostrifikation — dies der zünftige Ausdruck für die freiwillige, ohne erfolgte Berufung vorgenommene Übersiedelung eines Dozenten an eine andere Universität — mit einiger Aussicht zu denken sei. Die Antwort des betreffenden Kollegen hat sich in einer eigenhändigen Abschrift Overbecks unter dessen Nachlaß vorgefunden. Sie lautet, unter Weglassung aller Eigennamen, wörtlich: „(—) den 19. August 1883. Teuerster, verehrter Herr Kollege. Eine aufrichtige Freude war es für mich, aus Ihrem Briefe zu ersehen, daß Sie sich jetzt gesundheitlich wohl genug fühlen, um an eine Lehrtätigkeit bei uns denken zu können. Mein Leben hier in (—) würde nicht unbedeutend an Reiz gewinnen, wenn ich öfter das Vergnügen haben könnte, mit Ihnen zusammen zu sein und in Freiheit Gedanken auszutauschen und mit Ihnen zu lachen. — Die Zeit bis Anfang des Wintersemesters wäre auch hinreichend, um die nötigen Formalien zu erledigen. Sie brauchen Ihr Gesuch nur bei der philosophischen Fakultät, resp. dem Dekan derselben, augenblicklich Geheimrat (—), schriftlich einzureichen, um Beschleunigung zu bitten und das übrige abzuwarten. — Nun kommt freilich das große „Aber“ — meine Feder sträubt sich mächtig dagegen, es überhaupt niederzuschreiben. Sie fragen mich jedoch um Rat, und so kann ich als Freund von Ihnen nicht anders als offen gegen Sie sein. Ich fürchte nämlich, unsere Fakultät wird, wie ich sie kenne, ernste Bedenken tragen, Ihr Gesuch dem Ministerium gegenüber, welches dasselbe zu genehmigen hat, zu empfehlen. Anlaß zu diesen Bedenken werden (sic!) welche weitgehende, scharfe Äußerungen über die Gottesvorstellung und besonders über das Christentum in Ihren letzten Schriften, die

Ein „guter Rat“

gewiß vor dem eventuellen Bericht an das Ministerium durchgesehen werden, geben. Ob Sie an einer andern deutschen Universität mehr Aussicht haben würden, wage ich nicht zu entscheiden. — Sehr bedauern würde ich es nur, wenn Sie sich abhalten ließen, Ihre Ansichten über Griechen und griechische Kultur in etwas zusammenhängender Form zu Papier und an die Öffentlichkeit zu bringen, weil ich überzeugt bin, daß Sie eine Menge neuer Gesichtspunkte, anregender Gedanken und Kombinationen zutage fördern würden. Tun Sie doch darin was Sie können! Zürnen Sie mir vor allem nicht, weil ich offen bin, und kommen Sie trotzdem nächsten Winter nach (—)! Wir werden gewiß recht fröhlich sein zusammen. Herzlichst ergeben der Ihrige (— —).“ Dieser Bescheid hat Nietzsche gelegentliche Nebengelüste nach erneutem Umgang mit Zuhörern wohl endgültig zu Grabe getragen. Frau Förster meint (Biographie II, 461), Nietzsche habe diese Ablehnung durch die Junft als Kränkung empfunden; auch sei der Geheimrattitel ein schützender Panzer für das Genie! (S. 465.) Es war nur eine flüchtige Teilhoffnung gewesen im Vergleich mit seinem übermächtigen Gesamtwunsch, sich um jeden Preis Gehör zu erzwingen. Eine solche wohlgemeinte und verbindlich gehaltene Urkunde des akademischen noli me tangere hat gewiß abschließend die Erfahrung verschärft, aus der heraus dann Nietzsche im Zarathustra seine streitbarsten Kampfgesänge gegen die offiziellen Bildungsmatadoren gedichtet hat. So nahm er auch diese Staatsphilosophen samt und sonders in die Reihen seiner Obskuranten auf. Er verfügte in der Witterung des Geistigen über ein so verfeinertes Geruchsorgan, daß er einen letzten Nachhauch vom scholastischen Mönchsgestank aus jeder noch so verwissenschaftlichten und modernisierten Weltbetrachtung unvermeidlich herausroch, die etwas anderes war, als reine, irdische Sonnenluft. Sofern er nun nach wie vor menschenhungrig auf Fühlungnahme mit Gleichgesinnten aus war, verwirklichte sich das nur noch in der Pflege spärlicher Einzelbekanntschaften. Über die in diesen Zeitpunkt entfallende Begegnung mit Heinrich von Stein wird später zu handeln sein. Gedenken wir jetzt in Kürze noch einiger damaliger Beziehungen zu alten Freunden.

Jener mehrwöchentliche Aufenthalt in Zürich im Herbst 1884 hatte nicht nur einem Wiedersehen mit der Schwester, sondern auch einer feinsinnigen Förderung von Peter Gast's künstlerischem Streben gedient. Dieser berichtet hierüber an Overbeck:

Staats-
philosophen auch
Obskuranten!

Zürich, 5. November 1884

„Von Prof. Nietzsche haben Sie wahrscheinlich erfahren, daß ich hier bin, um Orchester spielen zu hören. Hegar und Freund haben sich meiner deshalb angenommen, und das mit soviel Gentilezza, daß es Nietschen wie mich in Erstaunen setzte. Ich gehe in die meisten Proben und in alle Konzerte; diesen Abend z. B. in die Hauptprobe zu ‚Erlkönigs Töchtern‘ von Gade und zum ‚Christophorus‘ von Rheinberger. — Nietzsche fühlte deutlich, daß es nicht gut sei, wenn ich daheim überwinterte, — und so wußte er es auf die feinste Art herbeizuführen, daß ich hierher kam. Der erste Anlaß war die Einübung meiner neuen Ouvertüre vom hiesigen Orchester u. s. f. Ich lerne viel, — mehr als ich anfangs dachte. — Nietzsche, der vor acht Tagen nach Mentone abgereist ist, hat mir noch nicht geschrieben; vielleicht haben Sie bereits Nachricht von ihm. Er hat mir die ‚Nacht, o holde —‘ da gelassen, die ich Ihnen erst später und nicht heute schicken will, damit es nicht aussieht, als wolle ich Ihnen Ihr Eigentum zum Geburtstag schenken. — Zu Mittag speise ich mit — drei Studentinnen! Zwei Medizinerinnen und eine Philosophin! Frä. W., Frä. B. und Miß C.; diese letztere will in zehn Wochen den Doktor machen, zu welchem Zweck sie eine Schrift über Emerson verfaßt hat. Alles ganz vorzügliche Charaktere, mir auch von Nietzsche bekannt gemacht!“

Nietzsche und
Gast in Zürich

Zürich, 3. Dezember 1884

„Auf Ihren gütigen und mit dem ergebensten Dank erhaltenen Brief einstweilen nur die Nachricht, daß nächsten Sonntag — ich glaube nachmittags — in einem Konzert der ‚Harmonie‘ (in der Tonhalle) die Ouvertüre zum Löwen von Venedig gemacht wird; ich werde sogar selber den Bass dazu schwingen. Aber ich kann nicht wünschen, daß Sie, verehrter Herr Professor, sich einen so teuren, mit Kosten und Strapazen verbundenen ‚Genuß‘, wie das Anhören dieses Stücks, verschaffen wollen, — so überaus ehrend auch Ihr Interesse dazu für mich ist.“

Die Aufführung
von Gades
Ouvertüre

Zürich, 5. Dezember 1884

„Konzertbeginn Sonntag 4 Uhr; erste Nummer die Ouvertüre. Vielleicht schicke ich diesen Nachmittag das Programm; ich muß jetzt in die Probe. — Aber . . . nun ich fühle die Verantwortlichkeit, wegen 5 Minuten Lärm Sie aus aller Ordnung reißen, und komme beinahe in die Lage, den moralischen Warner zu machen!“

„Haben Sie die Geschichte gehört, die in der Pension Neptun mit Ihrer Handschrift von ‚Nacht, o holde —‘ passierte?“⁴⁷ Dort war eine Dame mit ihrer Tochter einquartiert, welche letztere öfter im Lesezimmer zum Pianoforte sang. Niehsche gab ihr jenes Stück zum Singen; sie sagte, sie wolle es einstudieren, nahm es mit aufs Zimmer und behielt es. Einige Tage danach verschwand sie — entführt von einem vielsemestrigen Medizinstudenten. Mit ihr war auch jenes Manuskript verschwunden. Das Paar mochte in der Nähe Zürichs wohnen, denn der Student hatte die Frechheit, öfter in die Pension nach Briefen fragen zu kommen. (Die Mutter war in Rücksicht auf den Ruf der Pension inzwischen ausgezogen.) Über das Abhandenkommen des Manuskripts hatte Niehsche die Inhaberin der Pension unterrichtet; als eines Tages wirklich ein Brief für jene schöne Tochter kam und vom Studenten abgeholt werden wollte, belegte ihn die resolute Wirtin mit Beschlag: sie lieferte ihn nur gegen Rückgabe jenes Manuskripts aus. Erst nach mehreren Tagen brachte dann der Bösewicht die Noten wieder. Niehsche meinte sogar, meine Musik mit dem teilweise verführerischen Text sei nicht ohne ‚Schuld‘ an der ganzen Entführung.“

Die Wieder-
aufnahme der
Beziehungen mit
Gersdorff

Von den früheren Freunden war Freiherr von Gersdorff dem Niehscheschen Kreise wieder näher getreten. Bereits im November 1880 begegnete ihm Peter Gast zufällig unter den Prokurationen. Der Baron dilettierte damals in Malerei und stand im Begriff, zu Böcklin nach Florenz zu gehen; auch war er durch die Lektüre von Gléizes Thalysia oder das Heil der Menschheit zum Vegetarianer geworden.

Overbeck blieb mit ihm immer in einiger Verbindung, da Gersdorff bei ihm eines warmen Anteils an seinen bewegten Schicksalen sicher war. Als Majoratsherr von Ostrichen bei Seidenberg im Regierungsbezirk Liegnitz schreibt er Overbeck am 18. April 1885: „Von unsern Freunden weiß ich nicht viel. Nur Niehsche hat mir geschrieben, daß er nach Venedig gehe, um einige Monate dort zu bleiben und mit Köselitz zusammenzutreffen. Ich bedaure, daß dieser hochbegabte Musiker bisher noch keinen Zugang zu den Ohren des Publikums gefunden hat. Und doch glaube ich fest, daß keiner lebt, der etwas Besseres machen kann und gemacht hat. Die neueren Musiker, welche unsere Theater mit Opern versorgen, können alle recht wenig. Es fehlt unsern Künstlern zu sehr an Bil-

dung und ruhiger Sammlung. Sie lassen nichts reif werden, und die wenigsten haben überhaupt Fruchtaugen, um obstgärtnerisch zu reden. — Dr. Rée war bisher in Berlin, um eine Abhandlung über das Gewissen zu publizieren. Er protegierte ein begabtes Mädchen, Franko-Russin, welche kürzlich ein Buch „Im Kampf um Gott“ hat erscheinen lassen, das ich nicht gelesen habe. Sie soll ein ganz unheimlich gescheutes Menschenkind sein. Romundt hat in Berlin eine Sphäre seiner Tätigkeit gefunden, aber ich verstehe eigentlich nicht wie und wo. Rée sieht ihn oft und begegnet ihm als Teilnehmer eines „Philosophikum“, in welchem Heinrich von Stein, die Russin, ein Herr Haller eine neue Philosophie besprechen. — Mir bleibt keine Muße zum Philosophieren; das Leben ertragen, tapfer aushalten, was auch kommen mag, in der eigenen Sphäre wirken und schaffen, das ist die meinige; sie ist nüchtern und praktisch geworden, aber mir klebt der Boden an den Füßen, seit ich aufgehört habe, in der Fremde das Glück zu suchen, und ich bin es so auch zufrieden. Im vorigen Jahre hat mich der Kaiser zum Kammerherrn gemacht, wodurch mir Berührungen mit der Hofwelt geboten werden, die nicht uninteressant sind, seit in Berlin die große Politik gemacht wird. Das Andenken meines Vaters hat mir den Weg dahin geebnet, den ich ohne starkes Verlangen betreten habe. Aber es ist gut eine Stellung zu haben, die Menschen wollen es so haben, sonst gilt man nichts; hat man sie, so wird gefrohen, und das ist spaßhaft anzusehen. Ich lese viel in Treitschkes Geschichte und fühle mich gefesselt, der erste deutsche Historiker, der mich nicht langweilt. Ich schicke Ihnen anbei einen Brief Steins an meinen Großvater, vielleicht interessiert es Sie.“

Mit Rohde stand Overbeck in ununterbrochenem Verkehr, sei es durch Briefwechsel, sei es durch gelegentliche Begegnung; er war auch Pate von Rohdes Söhnchen (1881). An Nietzsche vermochte Rohde immer nur wie an einen „Halbverstorbenen“ zu denken; die „Morgenröte“ sah ihn „traurig und eher abendröthlich an“. Dabei war er von Anteil und Sorge um ihn stets erfüllt und in Atem gehalten. Sobald Overbeck von Nietzsches Bleiben oder Kommen etwas Bestimmteres erfuhr, sollte er es Rohde wissen lassen, damit dieser sich von dessen Leben und Möglichkeit zu existieren doch einigermaßen eine Vorstellung machen könne. Doch führten die wenigen Versuche, mit Nietzsche selbst Fühlung zu nehmen, immer gleich zu schweren Mißverständnissen, die dann zu entwirren Overbeck oblag. Wie sehr er zwischen beiden be-

Rohdes Freu-
an Nietzsches
Künstlerschaft

schwichtigend und vermittelnd stand, geht aus seinen an Rohde gerichteten Briefen hervor. Man darf nämlich nicht durch Rohdes momentane und partielle Bewunderung des Zarathustra sich zu der Meinung verleiten lassen, Rohde habe seine dauernde Sympathie nun wieder in die Nähe von Niezsches Schaffen gerückt. Sein warmes und würdiges Urteil über die beiden ersten Teile klingt doch eher nur wie ein Seufzer der Erleichterung, daß ihm eine Anerkennung einer Arbeit Niezsches überhaupt möglich ist. Er schrieb an Overbeck am 9. Dezember 1883: „Niezsches Buch habe ich größtenteils mit wahrer Bewunderung gelesen. Ich finde auch die Form nicht nur geschickt und geistreich gehandhabt . . ., sondern überhaupt sehr angebracht: so kann er doch seine Gedanken und Wallungen noch aus sich heraussetzen, sie nehmen mehr den Charakter eines Kunstwerks an, den Ausdruck einer Stimmung, die man nicht eigentlich und notwendig hat, sondern nur durch Vermittlung der Phantasie annimmt, wie eben der Dichter die Stimmung und Art seiner Charaktere als deren Stimmung, nicht als seine — wiewohl von seinem eigenen Herzblut darin ist. Und das betrachte ich für ihn als ein Glück, als einen Fortschritt. Denn ich habe längst das Gefühl, als ob Niezsche wesentlich litte . . . an einer Fülle von Poesie, die nicht in eigentliche Dichtung sich niederschlagen will und ihm nun im Innern Fieber und Not macht.“ Diese Stelle bringt Crusius (S. 116) und erinnert an das weit wärmere Lob Rohdes gegen Niezsche selbst zwei Wochen später (Briefe II, S. 570). Hat nun Rohde wirklich „immer den Künstler und Dichter in Niezsche gesehen“ (Crusius, S. 117), so doch wohl nur insofern, als diese Schätzung der künstlerischen Kräfte im Freunde der unverhohlenen Mißachtung von Niezsches Anstrengungen als Denker zur Folie diente. Auch der herzliche Glückwunsch zum Zarathustra hat die Freunde einander nicht näher gebracht. Dem standen schon allein Rohdes nicht völlig erschütterte Parteigängerschaft für Bayreuth und seine wachsende Sympathie für das „Reich“ und Bismarck im Wege. Doch wird darüber später im Zusammenhange zu behandeln sein.

Zürich, 27. August 1879



Vorgestern hatte ich Baumgartners, gestern Treitschkes Besuch und kam nicht zum Schreiben. Von St. Moritz bin ich seit dem 23. zurück. Ich habe Nietzsche in einem wahrhaft trostlosen Zustande verlassen müssen, ohne ihm helfen zu können. Was ihn, abgesehen von den Leiden seines gegenwärtigen Zustandes, augenblicklich besonders bedrückt, ist die Aussichtslosigkeit, seine ihm jetzt vor allem perniziöse Einsamkeit im nächsten Winter unter klimatisch für ihn erträglichen Bedingungen aufzuheben. Er hat nur zwischen Köselitz mit Venedig und Naumburg mit seiner Mutter die Wahl. Die Örtlichkeiten taugen beide für ihn nichts, ebenso gut könnte er nach Basel zurück, dessen klimatische Untauglichkeit schon wirklich erprobt ist. Ohne den geringsten Verkehr, von jeder andern Zerstreuung oder Beschäftigung abgeschnitten als Spazierengehen, nie gesund und alle Wochen ein paarmal von den schmerzhaftesten Krisen überfallen, die ihn ans Bett fesseln, so lebt jetzt unser Freund dahin, und bei dem allem überzeugt, daß er in der Luft des Engadin das erträglichste Leben führt, das ihm noch möglich ist. Ich kann nur herzlich bedauern, daß Sie nicht auf dem Wege nach Italien bei ihm vorgesprochen haben. Ihren Besuch hätte er wohl nachträglich, wie vermutlich auch den meinen, mit einem bösen Tage büßen müssen, er hätte ihm aber doch große Freude gemacht und wäre ihm wohlthätig gewesen. Im voraus scheut er den Gedanken daran und läßt Sie bitten, ihn zu unterlassen, nachdem er sich die Sache einen Tag lang nach meiner Ankündigung überlegt hat. An Ihren Plan, ihn irgendwo in der Westschweiz oder überhaupt in diesem Augenblick anderswo als in St. Moritz zu sehen, ist gar nicht zu denken. Er kann den Ort ohne sehr beschwerliche Postreisen gar nicht verlassen, und diese verbieten sich für ihn ohne unbedingte Not bei seinem gegenwärtigen Zustande vollkommen. Es wird übel genug gehen, wenn er einmal nach Norden oder Süden fort muß, und das, denke ich, wird in den nächsten Wochen der Fall sein. Ich glaube nicht, daß er es noch lange in St. Moritz aushält, dann aber begibt er sich ohne jeden Umweg in sein Winterquartier, ich vermute fast Naumburg, was mir gegenwärtig von allem doch als das Vernünftigste erscheint; aber wenn sich Nietzsche dafür entscheidet, kann es uns nur ein Symptom der Verzweiflung sein, mit wel-

Unterlassung von
Rhodes Besuch

cher er selbst seinen Zustand nun ansieht. Und ich selbst habe gar keine Hoffnung. Denken Sie ja daran, was freilich Ihnen kaum noch möglich sein wird, Nietzsche noch in St. Moritz aufzusuchen, so bin ich persönlich immer noch dafür. Sie müßten sich dann freilich erst bei mir erkundigen, ob Nietzsche noch dort ist (Pension Helvetia). Seit meiner Rückkehr habe ich keine Nachricht, doch verschaffe ich mir wohl bald welche. Bis Mitte September zu bleiben, war bei meiner Abreise seine Absicht. Oder fragen Sie bei seiner Schwester an (bei Herrn Martin, St. Augustin, Lac de Neuchâtel).

Hoffentlich entfliehen Sie noch beizeiten dem Glutofen, in welchen Sie sich hineingewagt, bevor Sie ernsteren Schaden genommen haben. Nach schlimmen Erfahrungen vor zwei Jahren riskiert sich Treitschke diesmal erst Mitte September nach Rom. — Von Nietzsche bin ich natürlich auch mit den herzlichsten Grüßen an Sie beauftragt.

Basel, 12. April 1881

. . . Von Nietzsche hatte ich wieder eine Karte, dessen Brief an Sie gerade am Tage vor der Meldung, daß Sie hier seien, abgegangen war. Es freut mich herzlich, daß Sie wieder einmal miteinander reden. —

Basel, 7. Februar 1882

Nicht des langes
Schweigen gegen
Nietzsche

. . . Ihren Brief habe ich sofort besorgt. Es war mir sehr lieb, daß er kam. Zwei Tage vorher hatte Nietzsche geklagt über die allmähliche Eichtung seines Freundeskreises und auch Ihres langen Schweigens betrübt gedacht. Zweifeln Sie doch ja nicht an seiner Anhänglichkeit an alte Bande. Er ist, meine ich, zur Zeit dafür empfänglicher als je, und dankbar dafür, wenn nicht auch von alten Freunden die Trübung seines Schicksals erschwert wird. Überhaupt aber scheint es mir, als ob Sie dies Schicksal doch in gewissem Sinne zu düster ansehen. Vergessen Sie doch nicht, daß, wenn auch um noch so teuern Preis, Nietzsche sich ein kostbares Ding rettet, das für ihn nun einmal wohlfeiler nicht zu behaupten wäre, seine Freiheit. Ist denn, wenn wir das Leben um uns betrachten, die Vorstellung so unerträglich, daß man abseits steht? Und nur mit der andern eines halben Todes zu verbinden? Eben davon ist doch bei Nietzsche nicht die Rede, so schlimm sich alles auch durch Krankheit verwickelt. Aber auch

in dieser Hinsicht ist es in jüngster Zeit besser geworden. Das ist wenigstens der Eindruck der Äußerungen Niebischens, den ich schon seit ein paar Monaten habe. Der, wie es scheint, in Italien — Niebische ist immer in Genua, Post restante — wundervolle Winter tut ihm seiner eigenen Aussage nach gut. Er hat auch in letzter Zeit wieder in seiner Weise stark gearbeitet und wird in diesen Tagen nur durch einen Besuch Rées, auf den er sich schon lange freute, unterbrochen. Die Pension läuft am 1. Juli 1885 ab, die erste Hälfte also im nächsten Sommer. Was Sie mir von (—) schreiben, kann unter Umständen von hohem Werte sein und wir wollen auf jeden Fall daran festhalten, sonst aber behandeln Sie die Sache doch zurzeit ja recht vorsichtig. Nicht daß ich (—) in seinem Wichtigkeitsgefühl nicht die größten Freuden gönnte, aber ich halte ihn nicht für den Taktvollsten, und es würde, wie mir die Dinge und Menschen hier bekannt sind, durchaus nicht günstig wirken, wenn schon jetzt auf den weiteren Verlauf der Sache Bedacht genommen und gezeigt würde. Kurz ich meine, sie kann augenblicklich noch mit Vorteil ruhen. Niebische bereitet sich übrigens selbst in anderer Weise und nicht ohne allen Erfolg auf alle Eventualitäten vor. — Gersdorffs Verlobung hat zu meiner großen Freude auch sein über der anderen dummen Geschichte in die Brüche gegangenes Verhältnis zu Niebische, wie es scheint, sehr schön wiederhergestellt. Die Braut ist eine sehr reiche Leipzigerin, Waise und Schwester der Freifrau von Tauchnitz (British Authors) — also auch sehr solid. —

Basel, 12. März 1882

Meine Absicht ist, Sie innerhalb der Karwoche zu besuchen, und ich habe, ausgenommen den Fall der Unverträglichkeiten mit Ihren Plänen, nur den Vorbehalt zu machen, daß Niebische hierher kommt. Erst vorgestern habe ich ihm geschrieben, um hierüber bald zur Gewißheit zu gelangen. Sobald er geantwortet hat, lasse ich Sie Endgültiges wissen, kann aber heute doch so viel schon sagen, daß Niebisches Hierherkunft schon in den Osterferien sehr unwahrscheinlich und nur eben nicht ganz unmöglich ist.

Basel, 20. April 1882

... Heute, wie gesagt, gingen die Vorlesungen wieder an, und zufällig häuften sich auch Briefe so, daß der vorliegende der vierte

ist, und doch erst der vorlegte. Einen schrieb ich nach Messina, wohin noch keiner von mir gelangt. Dahin hat sich Nietzsche hingezogen. Er wollte einen Sommer am Meere versuchen und scheint in der Ratlosigkeit bei der Wahl sich ganz plötzlich in Genua auf ein Schiff begeben zu haben, das ihn als einzigen Passagier mitnahm. Zunächst ist er vom Orte sehr entzückt, doch schrieb ich ihm heute meine Zweifel an der Zweckmäßigkeit gerade dieser Wahl für den Sommer. Wenn er nur nicht wieder, weil es ihm im Frühjahr wieder recht schlecht gegangen ist, einen coup de tête gemacht hat. Daß Gersdorff am 19. März geheiratet hat, schrieb ich Ihnen wohl schon. Vergangene Woche erhielt ich einen Brief von Lugano. Die Hochzeitsreise soll bis Venedig gehen. . .

Basel, 18. Juli 1882

Am 8. Mai überraschte mich ein Telegramm aus Luzern, Nietzsche würde in wenigen Stunden bei mir sein. Ich hatte noch Tags vorher an ihn gedacht und mir ihn in Messina vorgestellt. Er kam denn auch wirklich an, blieb fünf Tage, reiste auf kurze Zeit nach Luzern zurück, erschien wieder auf einen Tag hier und begab sich dann nach Raumburg. Ich wollte Ihnen damals gleich schreiben, zumal Sie sich ja kurz vorher nach Nietzsches Adresse erkundigt hatten. Allein diese fünf Tage mit Nietzsche, die mich mitten im Semester durchaus unvorbereitet trafen und die ich mit Ausnahme der Vorlesungsstunden beständig im Gespräch mit ihm zubrachte, erschütterten das Gleichgewicht des regelmäßigen Lebens so vollständig, daß ich nach seiner Abreise nur zu tun hatte, um wieder in Ordnung zu kommen, und Sie wissen ja selbst wie es geht, wenn man einmal wieder in der Tretmühle des Semesters feststeht und gar aus diesem oder jenem Grund einmal darin gehegt wird. So unterblieb denn ein Brief an Sie bis heute, wo ich vor allem fragen will, wie Sie es mit Bayreuth zu tun gedenken, und ob Aussicht ist, uns dort zu sehen. Ich fürchte, die Aussicht ist gering, selbst wenn Sie hingehen. Ich kann mit meiner Frau erst am 30. dort sein. Samstag über 8 Tage reisen wir von hier ab, übernachten in Nürnberg, da in einem Tage nach Bayreuth nicht hinzukommen ist, und sind dort erst Tags darauf, und auch nur auf 24 Stunden. Dann geht es nach Dresden, wo wir den größten Teil der Ferien diesmal verbringen werden. Bei Nietzsche ist der Moment, der früher oder später zu er-

warten war, wenn seine Gesundheit noch etwas zu hoffen ließ, eingetreten, der des unabweislichen Bedürfnisses, seine in den letzten Jahren geführte Lebensweise zu ändern, wieder unter Menschen zu gehen und sich sozusagen wieder Stoff zuzuführen. Er gedenkt nächsten Winter an einer größeren Universität zuzubringen, um Vorlesungen zu hören, da ja an Lesen, wenigstens an anhaltendes Lesen nicht zu denken ist und wohl immer weniger zu denken sein wird. Ich verzweifelte auch, so wie ich ihn wieder gefunden habe, nicht an der Möglichkeit des Versuchs des neuen Lebens. Seit vielen Jahren habe ich zum ersten Male Nietzsche mehrere Tage hintereinander gesehen, ohne daß irgend eine Krise seines Befindens allen Verkehr unterbrochen hätte. Seine Farbe war die beste von der Welt, und an eine ernste Erschütterung seines Organismus scheint mir nicht zu denken, da er wieder beträchtlich zugenommen hatte. Wir waren die fünf Tage stets bis gegen Mitternacht zusammen. Nietzsche war lebhafter als je, konnte selbst sehr viel Musik hören, kurz wir faßten die schönsten Hoffnungen. Bei seiner zweiten Anwesenheit, der wieder eine Krise vorausgegangen war, war allerdings das Bild merklich anders, doch an schon vollkommene Wiederherstellung hatte ich auch bei der ersten nicht gedacht, und seitdem sind die Nachrichten stets gut gewesen. Augenblicklich fehlen sie mir übrigens seit einigen Wochen, so daß ich nicht einmal recht weiß, wo Nietzsche zur Zeit ist, wahrscheinlich irgendwo in Thüringen, vielleicht in Tautenburg bei Dornburg. Ein Brief wäre jedenfalls nach Naumburg zu adressieren. Binnen kurzem erscheint „Die fröhliche Wissenschaft“, um die Reihe der Publikationen der letzten Jahre zu schließen. So war wenigstens im Frühjahr die entschiedene Absicht. In Messina ist Nietzsche nur ein paar Wochen gewesen. Schiroffo hatte er nicht bedacht. Auf der Flucht davor erschien er hier. — .

Basel, 27. Dezember 1882

. . . Von Nietzsche habe ich neustens recht traurige Nachrichten, eigentlich ganz verzweifelte. In Leipzig habe ich ihn von Dresden aus am 17. Sept. schon unter schlimmen Umständen besucht, nach Santa Margherita Ligure, wo er jetzt ist, kann ich nicht zu ihm eilen. Etwa eine Woche bevor Ihr letzter Brief eintraf, gerade zu meinem Geburtstage, traf er hier ein, auf der Flucht wieder nach Italien. Er hat wohl im vergangenen Sommer und Herbst die

Gegenseitige
Besuche Ober-
beds und
Nietzsches

schlimmste Zeit seines Lebens durchgemacht (etwa die gegenwärtigen Tage ausgenommen). Die Folge ist jetzt eine Vereinsamung von einer Vollständigkeit, die selbst ihm neu und unerträglich ist, und Einsamkeit ist nach den Erfahrungen dieses Sommers für ihn das schlimmste Gift. Er blieb hier drei Tage, und ich sah keine Möglichkeit, ihm damals hier weiter zu helfen, zumal bei der herrschenden Witterung, wiewohl seine Gesundheit sich erstaunlich gebessert hat und zur Zeit daran der allergeringste Teil seiner Leiden hängt. Jedenfalls aber warnte ich ihn auf das dringendste, sich wieder in ein Einsiedlerleben zu begeben, und er konnte selbst von hier ein paar Empfehlungen für Genua mitnehmen. Nichtsdestoweniger hat er sich an oben genannten Ort bei Portofino begeben und hält es einfach nicht mehr aus. Ich habe ihn aufgefordert, wenn er sich nicht anders zu helfen weiß, schleunigst hierher zu kommen, so wenig der hiesige Ort für ihn zum bleibenden Aufenthalt geeignet ist, aus vielen Gründen. Aber es gibt augenblicklich vielleicht keine andere Möglichkeit. Was Nietzsche zur Zeit völlig niedergeworfen hat, (sehen Sie alle diese Mitteilungen als im strengsten Sinne vertrauliche und Ihnen allein als Freund Nietzsches gemachte an) ist nächst dem Auseinandergehen jener Geschichte mit der Russin — was, wie die Dinge lagen, an sich ein wahres Glück ist — nun auch der völlige Bruch mit seiner Familie, womit nun seine an dunklen Punkten überreiche Zukunft sich vollends verfinstert. Nehmen Sie dazu das ihm während seines Aufenthalts in Deutschland zumal empfindlich gewordene völlige Zubodengefallen sein seiner letzten Schriften und manche andere höchst kleinliche Erfahrungen, die ein Mann wie er in der zur Zeit bei uns herrschenden Luft machen muß und auch solche, die ein Mann in seiner Lage stets machen wird. Seine Verlassenheit von Glück und Menschen kann kaum größer gedacht werden. Ich meinerseits sehe wohl, was an diesem Schicksal nicht unverschuldet ist, was insbesondere an der Art, wie er neuerdings begonnen hat, das Leben nur als „Problem der Erkenntnis“ zu behandeln, extravagant, ja objektiv und für ihn subjektiv oben drein unmöglich ist, auch was das Publikum an seinen letzten Schriften aussetzen mag. Nichtsdestoweniger bin ich überzeugt, daß am Schicksal dieser Schriften zum guten Teil auch eine fabelhafte Ungunst der Umstände schuld ist. Wann sind selbst starke Fehler da, wo starke Vorzüge sind, ein unüberwindliches Hindernis des Erfolgs gewesen? Doch wohl stets nur unter sehr wi-

Starke Fehler und
starke Vorzüge

drigen Umständen. Noch kürzlich lasen wir mit meiner Frau den Sanctus Januarius wieder. Ich wenigstens begreife den Ges-
schmack eines Publikums nicht, das für diese Laute einfach gar
kein Ohr hat, aber schlimm trat mir der Kontrast der Stimmung
dieser noch vor weniger als Jahresfrist geschriebenen Seiten
und derjenigen, in welcher Nießsche sich heute befindet, entgegen.
Solche Kontraste sind es, die aus seinem Leben heraus müssen,
wenn noch etwas daraus werden soll. Sie schrieben ihm im
November ohne jede Ahnung über die augenblicklichen Umstände
seiner Lage und schon unter ganz unrichtiger Voraussetzung über
seinen Aufenthaltsort, so daß ich schon befürchtete, Ihr Brief
möchte verloren gegangen sein, und es sehr bedauert, da Nießsche
eine Antwort vermist hatte, wie er auf seiner Durchreise es aus-
sprach. Von dieser Durchreise war ich drauf und dran, Ihnen
zu melden, als ich Ihren Brief erhielt, ich meine den an mich
gerichteten. Der an Nießsche ist ihm doch zugekommen, aber
direkt von Leipzig aus. Er hat auf ihn nicht wohlthätig gewirkt,
so daß er etwas daraus gehört hat, was ihm zur Zeit so un-
erträglich wie möglich ist, Verachtung. Ich habe ihm, ohne jede
Kenntnis vom Inhalt des Briefs, der wie gesagt, nicht einmal
verschlossen durch meine Hände gekommen ist, sofort geschrieben,
daß ich in einer solchen Auffassung nur eines der Zeichen sähe, wie
perniziös für ihn jetzt einjames Grübeln sei. Ich denke, daß ich
recht daran getan und Nießsche Ihre Meinung so gründlich wie
möglich mißverstanden hat. So unsympathisch Ihnen manches sein
mag, was er Ihnen neuerdings zu lesen gegeben hat, so kann ich
mir doch nicht denken, daß Sie, bei Ihrer Kenntnis seines Wesens
jene Empfindung daraus gewonnen haben. Nießsche ist ein Mensch
mit sehr bedenklichen Eigenschaften, wenigstens davon macht nicht
selten sein, aber im Bereich meiner Erfahrung steht er völlig
einzig da durch die Arbeit, die er an seine Veredlung gewendet
hat und die Art, wie ihm selbst, mehr als sonst jemandem, dem
ich nahegestellt war, jene Eigenschaften zu schaffen gemacht haben.
Ich meine, Verachtung ist das letzte, was solche Menschen ver-
dienen. Aber etwas gerade von diesem Gifte mag Nießsche jetzt
aus allem und jedem zu saugen gestimmt sein. Umsomehr muß
er seine Existenz wieder anders einrichten. Eine Kapitalfrage
wäre, ihm einen Amanuensis zu schaffen, der ihm wieder tägliche
Arbeit gestattete; die Sache hat aber hundertfache Schwierigkeiten.
Zudem braucht er aber jetzt nichts mehr als freundschaftlichen

Zuspruch und menschliche Theilnahme. Ich kann Sie aber durchaus nicht auffordern, ihm an seine jetzige Adresse (Santa Margherita Figure, Poste restante) zu schreiben, da ich nicht glauben kann, daß er noch lange da bleibt. —

Basel, 18. März 1883

... An Veranlassung und Trieb, Ihnen zu schreiben, hat es seit Beginn des Jahres nicht gefehlt. Vor allem war beides da, sobald Ihr Brief vom Neujahr in meinen Händen war, auf den ich nur zurückkomme, um Sie, ich denke überflüssigerweise, zu versichern, daß ich auf das aufrichtigste beklage, wenn Sie mein letzter Brief „ganz traurig“ gemacht hat, und mit dem, was ich darin über Nietzsche sagte, jedenfalls nicht die Absicht hatte, Sie an den Wert seiner Persönlichkeit, als hätte ich darüber etwas zu sagen, was Sie nicht selbst wüßten, zu erinnern. Ich schrieb nur unter dem heftigen Eindruck seiner Lage, und daß ich so lange geschwiegen habe, hat wenigstens das Gute, daß Ihnen erspart worden ist, noch verzweifeltere Eindrücke mit mir zu teilen. Das Schlimmste ist, wie ich gleich bemerke, für jetzt vorbei. Auf wie lange, wer weiß es? Sie können sich aber kaum die wahrhaft erschreckend in ihrer Stimmung wechselnden Briefe Nietzsches vorstellen, die ich bis tief in den Februar erhielt. Oft dachte ich, das wäre das Ende und ein Jahr wie das verflossene könnte Nietzsche auf keinen Fall mehr überleben. Denken Sie sich, daß er unter den düstersten Eindrücken des jüngst Erlebten sich einsam verzehrend bis gegen Ende Februar in Santa Margherita geblieben. Nun ist er unter Menschen und vor allem unter der unentbehrlich gewordenen Pflege und Aufsicht eines ihm von hier aus befreundeten Arztes in Genua. Das Schlimmste war überwunden, als er wieder die Kraft zu einer Dichtung gefunden hatte, die auch an seinen Verleger abgegangen ist, deren Druck aber sein letzter Brief noch nicht als begonnen bezeichnen konnte. Seine genauere Adresse kann ich Ihnen, da ich sie auf das strengste zu verschweigen verpflichtet bin, nicht mitteilen. Wollen Sie ihm aber schreiben, so legen Sie den fertigen Brief nur für mich ein, und und ich befördere ihn weiter. Sie brauchen ja auf das Einzelne seiner Zustände nicht einzugehen, in deren Labyrinth ich Sie ja, auch nur so weit sie mir selbst übersehbar sind, in einem Briefe zumal nicht einführen kann. Unselig genug fiel in seine Leidenszeit auch Wagners Tod hinein. Aus Andeutungen ent-

Overbecks Verpflichtung,
Nietzsches Adresse
zu verschweigen

nehme ich, daß auch dieser Tod ihn tief angegriffen hat, und ich setze es auf jeden Fall voraus. Als er sich erholt hatte, hat er auch an Frau Wagner geschrieben. Ich selbst tat es sofort als das erste lakonische Telegramm uns den Tod meldete, und wartete nur, da ich gänzlich unvorbereitet gar nicht daran glauben wollte, auf die Tags darauf eintreffende Bestätigung. Die Antwort war Frau Wagners durch ihre Tochter Daniela ausgesprochener Dank zugleich mit dem mir gleich allen anderen Freunden ausgedrückten Wunsch, alle ihre Briefe zu vernichten oder für Siegfried zurückzuschicken. Die Mutter habe von der Welt Abschied genommen und wolle nur noch für ihre Kinder leben. So mußte ich mich denn von dem mir so wertvollen Häuflein trennen. Ihren Entschluß begreife ich wohl, und ich will nur das beste Gelingen wünschen, daß sie wirklich von den weiteren Schicksalen der Wagnerei abgeschieden bleibe, nun die gewaltige Hand ihres Steuermanns ihren Lauf nicht mehr lenkt. Wir feierten mit meiner Frau das Gedächtnis, indem wir die Kunst und die Revolution und das Kunstwerk der Zukunft lasen und durch den Feuergeist, der darin lebt, hoch über alle hie und da zu überwindende Gewaltthat und Dunkelheit emporgehoben wurden. Ich finde diese früheren Schriften ungleich leuchtender, voller und reicher als die späteren, die zweite Manier, in welcher Wagner gleichsam selbst von Schopenhauerscher Metaphysik wie geblendet ist und auch im Stile nach meinem Gefühle den lichten und hinreißenden Schwung der Höhenpunkte dieser früheren Schriften nicht mehr findet. Unvergleichlich schön ist er übrigens gestorben, nach allem, was sich nun herauszustellen scheint, ausgebrannt in seiner vulkanischen Kraft, aber damit auch rasch erlöschend und auf dem Gipfel seines Ruhms. Morgen über 8 Tage erscheint hier Angelo Neumann zu einem Zyklus der Nibelungen, aber wir werden uns hüten, uns den einst in Bayreuth erhaltenen Eindruck gefährden und verwirren zu lassen.

Basel, 11. November 1883

... Ich schlage mich manchmal mit dem Gedanken herum, meiner theologischen Junft, die sich zur Zeit ziemlich anmaßlich geberdet, wieder einige allgemeinere Wahrheiten an den Kopf zu werfen. Dann denke ich: cui bono? und kehre zur sonst schon übermäßigen Masse mir im Sinne liegender und vielleicht nützlicherer Arbeiten zurück, wenn sie mir auch zur Zeit niemand dankt.

Von Nietzsche hätte ich Ihnen manches zu erzählen, da ich ihn in letzter Zeit wiederholt selbst gesehen habe. Schon von Steinach aus besuchte ich ihn Ende August. Er kam vom Oberengadin herunter, und wir trafen uns in Schuls bei Tarasp, wo wir vier Tage zusammen waren und Nietzsche, eines Menschen nach monatelanger Abgeschiedenheit wieder froh, sich ausschüttete. Damals hatte ich den Zarathustra noch nicht gesehen, der vor seinem Erscheinen vor dem Publikum Abenteuer hatte, wie sie nur ein Buch des Schmeitznerschen Verlags erleben kann. Nun werden auch Sie das Buch haben. Ich habe es mit großer Bewunderung für vieles am Inhalt und an der Form gelesen, aber doch auch mit sehr divergierenden Empfindungen für einzelnes und den Ton des Ganzen aus der Hand gelegt. Abgesehen davon, daß mir dieser Ton nicht eben sympathisch ist und ich ihm außerhalb seiner Urheimat, der alttestamentlichen Prophetie wenig Geschmack abgewinnen kann, erfüllte mich das doch wieder mit persönlicher Besorgnis für Nietzsche. Wie soll man sie nicht hegen, wenn man ihn beständig sozusagen wie in einem türkischen Bade leben und aus einem eisigen Frigidarium in ein überhitztes Caldarium sich hin und zurück bewegen sieht? Auch hat er in letzter Zeit in beklagenswerter Weise mit seiner Gesundheit wieder zurückgewirtschaftet. Sehr unerwartet trafen wir ihn auf unserer Rückreise in Frankfurt auf dem Bahnhofe. Er hatte sich eben bei uns hier telegraphisch angemeldet. Ich vermutete ihn in Italien, er war in Naumburg gewesen und augenblicklich auf schleuniger Rückreise nach dem Süden und seinem Meer begriffen. Er blieb drei Tage bei uns, die halbe Zeit im Bette, und er war noch übel daran, als er am 9. Okt. des Abends wieder nach Genua weiter reiste. Schreiben Sie ihm dahin (poste restante), so tun Sie ihm eine Freude und wohl. Im Engadin sprach er davon, Sie zu besuchen, wobei ich ihm aber sagte, daß Sie damals keinesfalls in Tübingen wären.

Basel, 27. Juli 1884

... Auch von Nietzsche will ich Ihnen doch mitteilen, daß er sich für die nächste Zeit wieder in Sils-Maria aufhält, und so sehr er auch die Einsamkeit suchen mag, doch über Ihren Besuch große Freude hätte. (Adresse: Sils-Maria-Oberengadin.) Die Sache würde sich, falls Volkelt in Seewis bleiben, mit ihnen leicht verbinden lassen, so leicht dort zu Lande auch eine Entfernung von

wenigen Meilen in der Luftlinie zu überwinden ist. Führen Sie über den Julier, an dessen Fuß Sils-Maria liegt, und kehrten Sie über den Albulapass nach Chur zurück, wie ich es vor einigen Jahren getan, so hätten sie auch ein wundervolles Stück Land kennen gelernt. Nießsche erschien plötzlich hier den 15. Juni und blieb etwas über 14 Tage, in jenem Augenblick in einem Zustande verzweifelter Hilflosigkeit in seiner nachgerade entsetzlich gewordenen Vereinsamung, die ihm aber, wie sich auch hier zeigte, nur um so entsetzlicher ist, wenn er sich nicht in der Einsamkeit und in einem ihm zusagenden Klima befindet. An seinen Zarathustra knüpfen sich für ihn ungeheure Hoffnungen, zumal an die darin enthüllte Lehre von der ewigen mechanischen Wiederkehr aller Dinge. In der Welt seiner Gesichte ist er jetzt allein noch zeitweise glücklich, bis es über ihn kommt, daß er so wie er sie versteht, zur Zeit allein darin lebt. Wüßte ich nicht was er alles schon überwunden hat, ich könnte bei der Verfassung, in welcher er neulich Basel wieder verließ, nicht verhältnismäßig so ruhig an ihn denken. Vergebens habe ich mich bemüht, ihn zu bewegen, seine Kreise auf eine Zeitlang wieder zu verlassen und sich den Menschen wieder etwas zu nähern. Gerade bei der Heftigkeit seines eigenen Verlangens darnach zeigt sich schließlich immer wieder die Unüberwindlichkeit dessen, was entgegensteht, nur um so deutlicher. Von seinem „Sohne Zarathustra“, wie er zu sagen pflegt, begreife ich genug, um zu empfinden, daß er eine Quelle hohen Glückes daran hat; ob sie so überschwenglich reich ist, wie er meint, wage ich um des Buchs selbst und dessen, wie es ihm bei seinem Verfasser glückt, willen nicht zu entscheiden. . .

Basel, 22. April 1885

. . . Wenige Tage nach Ihrer Abreise erhielt ich die Anzeige der Verlobung von Fr. Nießsche. Als wir vom Bräutigam als einem im fernen Argentinien verschlagenen Sonderling sprachen, befand er sich aber zum Feste in Naumburg. Was weiter wird, weiß ich nicht, insbesondere ob dies Weitere in Naumburg oder Argentinien sich abspielt. Nießsche scheint auf der Reise nach Deutschland, die er für den Sommer vorhatte, zu verzichten, und ist augenblicklich in Venedig, woselbst seine Adresse für die nächste Zeit *poste restante* ist; wenn Sie ihm bald schreiben, tun Sie ihm auf jeden Fall wohl. Kürzlich erhielt ich auch wieder einmal von Gersdorff Nachricht, von dem ich seit zwei Jahren nichts ge-

hört. Ich werde ihn in diesem Sommer jedenfalls hier sehen, da er seine wie es scheint sehr fränkliche Frau nach Badenweiler und in die Schweiz bringt. Ihm selbst geht es ganz wohl als Gebieter von Ostrichen, und auch dagegen hat er nichts, daß er im vorigen Jahr kaiserlicher Kammerherr geworden ist und dadurch auch Beziehungen zu den Hofkreisen Berlins habe, wo jetzt die große Politik gemacht werde. —

Bedenkt man die Fülle peinlicher und intensiv ablenkender Tatsächlichkeiten, auf die Overbeck selbst in seinen flüchtigen Gelegentlichkeiten, auf die Overbeck selbst in seine flüchtigen Gelegenheitsberichten an Rohde über Niezsches Befinden anzuspieren nicht fertig wird, so begreift man eine große Schöpfung Niezsches gerade in diesen Jahren nur dann richtig, wenn man in ihr von vornherein den erbrachten Beweis ungebrochener Gesundheit, die abgelegte Probe einer latenten Titanenkraft erblickt. Polypenhaft, mit hundert Fangarmen und Fühlern wollte eine widerwärtige, ausaugende Aktualität Niezsches inneres Leben umklammern und ersticken. Da zeigte er sich unbezwinglich und setzte der auf ihn eindringenden Entkräftung und Zersplitterung den Widerstand einer machtvollen Produktivität entgegen. So war also Zarathustra unter allen Umständen ein Sieg selbst dann, wenn er vor einer eindringlichen und besonnenen Kritik sich nicht als das unantastbare Meisterwerk aus einem Guß bewähren sollte, für das Niezsche selbst ihn, nach Überwindung seiner eigenen schweren Anfangsbedenken, später im Ewigkeitsstone ausgebaut hat.

IV. Der Zweifel am Zarathustra



Indem wir nun an Niezsches berühmtestes Werk herangetreten, seinen „Zarathustra“, gilt es seines lange Zeit verkannten und doch zweifellos blutsverwandten Vorläufers zu gedenken, des Epos „Prometheus und Epimetheus“ von Karl Spitteler. Der erste Teil erschien Weihnachten 1880, vordatiert 1881, der zweite Teil das Jahr darauf in einem biedereren Schweizer Provinzverlage (Aarau, Sauerländer) und blieb doch wohl auch deshalb, nicht nur wegen der Verständnislosigkeit der damaligen „Idealisten“, in Deutschland völlig unbesprochen und unbeachtet. Dafür blühte ihm in der Heimat gleich nach dem Erscheinen die bewundernde Anerkennung wenigstens der Kenner. Gottfried Keller schrieb an